Nr. 40 — Leipzig, den 25. September — 1887

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Post-ämter und Buchhandlungen

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt

für die gebildeten Glieder der evangelischen Kirchen

Abonnementspreis: Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

(Post-Zeitungskatalog Nr. 1837 a)

Insertionsgebühr: Für die dreigespaltene Zeile 30 Pf.

Inhalt: Gottesliebe und Bruderliebe. 1 — Aus dem dritten Jahrhundert der Kirche. Skizzen zur christlichen Kultur- und Sittengeschichte nach Origenes: 5. Predigt. Liebesthätigkeit. Kirchenzucht — Herders Bruch mit Goethe, eine Abrechnung zwischen klassisch-ästhetischer und christlich-moralistischer Weltanschauung. 3. Tiefere Gründe des Bruchs. 4. Schluß — Mehr Achtung unserm Volke! 1 — Treue im Bekenntnis — Die Nürnberger Gustav-Adolf-Festtage: 1. Aus der Vergangenheit der Feststadt — Ueber Toleranz. Brief des Herausgebers an eine Leserin — Aus Italien: Ein Mirakel; Hochzeit in der Familie Pecci — Verschiedenes: Diaspora-Konferenz; Von zwei römisch-katholischen Versammlungen

Gottesliebe und Bruderliebe

1

So jemand spricht: Ich liebe Gott, und hasset seinen Bruder, der ist ein Lügner. (1. Joh. 4, 20.)

Gottesliebe und Bruderhaß in einem Herzen — ja, leicht urteilen wir, daß das ein Widerspruch, eine Lüge ist. Ob sie nicht zu finden ist in der Christenheit? Ob es nicht vorkommt, daß einer sehr andächtig singt: „Herzlich lieb hab' ich dich, o Herr," während der bitterste Haß in ihm schlummert, so leise schlummert, daß das bloße Nennen des feindlichen Namens ihn aufweckt?

Doch Johannes versteht unter dem Hasse gar nicht bloß diese uns allen kenntliche Gestalt mit dem Auge voll kalter Bosheit, mit der Zunge voll tötlichen Giftes, mit dem Herzen voll Rachedurst und Lust zu schaden. Lest seinen Brief: so findet ihr, daß er in der Welt des christlichen Lebens überall nur ein Entweder — Oder gelten läßt: entweder Gott oder die Welt, entweder Licht oder Finsternis, entweder Lüge oder Wahrheit; und so auch: entweder Liebe oder Haß. Also wer nicht liebt, der haßt schon; es gilt so viel, als ob er haßte. In der That, so meint es Johannes. Und umso schärfer wird so der Sinn seines Ausspruches. Denn so trifft, so richtet er ja auch den, der für den Beleidiger das Wort der Vergebung nicht findet, auch den, welcher gleichgiltig seines dürftigen Nachbars Geschick betrachtet, auch den, der ohne Erbarmen Stein um Stein geworfen hat auf den Irrenden, der ohne Schonung in die Herzen verwundende Pfeile sendet. So jemand spricht: Ich liebe Gott und liebt seinen Bruder nicht, auch der ist ein Lügner.

Ein Lügner: also ist es nicht wahr, was er spricht; also liebt er Gott gar nicht wirklich; also täuscht er sich selbst; ja wie sehr auch die liebenden Worte seines Gebetes, das Bewußtsein seiner Gotteskindschaft, das Vertrauen auf Gottes Fürsorge von seiner Liebe zu Gott reden, wie ernstlich er selbst an sie glaubt, wie gern er es sich zum Troste sagen mag: Ich liebe Gott — er täuscht und belügt sich selbst. Nichts davon, daß der Mangel der Bruderliebe zugedeckt werden könnte von dem Mantel der Gottesliebe. Gerade umgekehrt: weil ihm die Bruderliebe fehlt, so fehlt ihm auch die Gottesliebe; oder, was dasselbe sagt: seiner Gottesliebe fehlt das Erste, das Beste — die innere Wahrheit.

Schärfer kann es gewiß niemand sagen, wie sehr das Christentum auf die Nächstenliebe rechnet, als dieser kurze Spruch.

Aber ist er wohl so ganz einleuchtend? Ja, daß Frömmigkeit nicht mit Lieblosigkeit gepaart sein darf — das sagt das christliche Urteil ohne Zögern. Aber so groß der Mangel wäre, sollte nicht die Gottesliebe selbst dennoch ungeschädigt und unberührt bleiben können, wenn die Nächstenliebe fehlt? Auch Aufrichtigkeit und Neid, auch Gerechtigkeit und Leichtsinn dürfen nicht zusammen wohnen, und es hat Sinn, von einem Widerspruche zu reden, wenn sie zusammen sind. Aber warum kann denn in Wirklichkeit der Neidische nicht aufrichtig, der Leichtsinnige nicht gerecht sein? Ich wüßte es nicht zu sagen. Und warum kann also der Lieblose nicht fromm sein? — Oder: Wer einen Feind haßt, wer einem Gleichgiltigen fern bleibt, warum kann er einen Wohlthäter nicht lieben? Wer den Bruder, der ihm nichts erwiesen hat, nicht liebt, warum kann er nicht doch Gott lieben, der seine Gebete erhört und ihm giebt, was sein Herz wünscht?

Allerdings, warum nicht? — wenn Gott lieben nur hieße einen Wohlthäter und Helfer lieben. Sehr aufrichtige Gebete können aus sehr liebeleerem Herzen kommen. Aber Gott lieben heißt mehr. So viel und so Herrliches es bedeuten kann, wenn man ihn wirklich als Helfer und Wohlthäter liebt: Gott lieben heißt dennoch mehr.

Denn, wie Johannes kurz vor unserm Spruche sagt, Gott ist die Liebe. Die Liebe, welche hilft und rettet, die Liebe, welche nicht fragt nach der Würdigkeit des Sünders, die Liebe, welche stets zuerst, stets zuvor kommt, die Liebe, welche sucht, was des andren ist — diese Liebe ist Gottes Innerstes, Herz und Wesen. Und dann sollte ich Gott lieben können, ohne die Liebe selber zu lieben, die er ist, diese Liebe in all ihrer Größe, ihrer Weite, ihrem Reichtum, ihrer freien Uneigennützigkeit? Es wäre, als hätte ich einen Freund und liebte immer nur die Freundlichkeit, die er mir erzeigt, und nichts wäre mir die Lauterkeit seiner Gedanken, der Adel seines Gemütes, die Reinheit seines Herzens. Nein, wahrhaft liebt niemand Gott, der nicht die Liebe selber liebgewinnt. Und daraus folgt dann: je näher du der Liebe bist, desto näher Gott; je ferner der Liebe, desto ferner dem Gott der Liebe.

Hier wird denn allerdings ganz einleuchtend, daß Johannes im Rechte ist und wie unwahr der, welcher keine Liebe für den Bruder hat, von sich sagt: Ich liebe Gott. Wer mit wohlfeilem Worte etwa sich loskauft von der Pflicht zu helfen — kann er denn Gott lieben, wahrhaft lieben? Er übt und liebt ja die Liebe nicht; wie kann er Gott lieben, der ganz und gar Liebe ist? Oder ja wohl — er kann Gott lieben, aber wer ist dann sein Gott? Sein eigner Wohlthäter und Helfer. Aber der wahre Gott ist doch größer als dieser; denn der wahre Gott ist die Liebe.

W W

Aus dem dritten Jahrhundert der Kirche

Skizzen zur christlichen Kultur- und Sittengeschichte nach Origenes

5. Predigt. Liebesthätigkeit. Kirchenzucht

Eine besondre Erwähnung verdienen die kirchlichen Lehrer, weil hier ganz deutlich eine Aussicht in ein interessantes Uebergangsstadium sich eröffnet. Sie sind mit dem Unterricht der

Katechumenen, der Belehrung der Gläubigen und der Widerlegung der feindlichen Angriffe betraut und werden von Origenes ganz besonders hochgeschätzt. Auch von ihnen wird selbstverständlich ein reiner Wandel gefordert, daneben, daß sie den Inhalt ihrer Vorträge durch Bibelworte belegen sollen. Nach der Mehrzahl der Aeußerungen erscheinen sie noch in urchristlicher Weise neben den Bischöfen, Presbytern und Diakonen als besondrer Stand. Allein zuweilen werden die Lehrer auch bis zu einem gewissen Grade mit dem Klerus, speziell mit Bischof und Presbytern, identifizirt. Hier gelten besonders die Presbyter als diejenigen, welche die Pflicht der Predigt und des öffentlichen Vortrages haben. Die alten, charismatisch begabten und teilweise wandernden Lehrer und Propheten der Christenheit sind ausgestorben. Zu einem neuen, besondern, theologisch gebildeten Lehrerstande finden sich nur wenige. So muß das bestehende Gemeinde- und Kultusamt, welches bisher durchaus nicht an sich schon Lehramt war, die Aufgabe der Predigt mehr und mehr auf sich nehmen, ohne doch darin den Kernpunkt seiner Bethätigung zu finden. Denn die Liturgie im Kultus, die Vermögensverwaltung und die Jurisdiktion in der Gemeinde bleibt die Hauptsache für den Klerus, und die Lehre wird wesentlich nur unter dem Gesichtspunkte übernommen und gepflegt, daß es sich um die Aufrechterhaltung der legitim und sicher fortgepflanzten Tradition handelt.

Freilich auch die kirchlichen Lehrer bedürfen nach Origenes der Sichtung. Einige gehen in den Häusern hin und her und reden salbungsvoll und wohlwollend, während sie doch, trügerischen Herzens, nicht die Seelen durch Gottes Wort zur Tugend erbauen, sondern durch süße und schmeichlerische Reden in ihren schlechten Gewohnheiten bestärken. Deshalb soll man darauf achten, in welcher Absicht der Lehrer lehrt, ob er Gunst und Ehre bei den Hörern sucht oder seinen Lohn bei dem Herrn und in den Fortschritten seiner Schüler findet. Und ebenso ist es eine häufige Erfahrung, daß einzelne sprachgewandte und gebildete Leute, redegewaltig und sittenrein, vor den Gemeinden mit großem Beifall reden, daß aber keiner der Zuhörer im Herzen davon getroffen wird und in Glauben und Gottesfurcht deshalb Fortschritte macht; sondern nachdem man einen angenehmen, ästhetischen Ohrenschmaus gehabt, geht man davon. Dagegen haben Männer von keiner besondern Beredsamkeit durch einfache, kunstlose und formlose Worte viele Ungläubige zum Glauben, Hochmütige zur Demut bekehrt und manchem einen Stachel ins Gewissen gedrückt. Und leider wenige nur reden so, daß sie das Gemüt des Hörers entflammen, ihn von der Sünde abziehen und zur Buße rufen. Wenige nur treffen sein Herz, entlocken seinen Augen Thränen der Buße, entzünden das Licht der Hoffnung und bewegen durch ihr Zeugnis von der Herrlichkeit der zukünftigen Welt und des Reiches Gottes die Menschen, das Sichtbare zu verachten und das Ewige zu suchen. Und selbst die kleine Zahl dieser wenigen wird noch durch Neid und Mißgunst verringert.

Ueberhaupt aber ist der Besuch der Gemeindeversammlungen, die Aufmerksamkeit bei der Predigt, die Andacht beim Kultus, die Folgsamkeit und die andern Tugenden kirchlichen Lebens durchaus nicht rühmenswert. Ungemein häufig wendet sich Origenes mit seinen Klagen an seine Zuhörer. „Ihr kommt überhaupt nicht zum Hören des Gotteswortes, und kaum an den Festtagen kommt ihr zur Kirche, und zwar nicht sowohl aus Verlangen nach dem Evangelium, als um zu feiern und gewissermaßen euch öffentlich von eurer Verpflichtung loszukaufen. Was soll ich da machen? Wo und wann soll ich euch finden? Eure meiste, ja fast eure ganze Zeit bringt ihr mit weltlichen Gedanken auf dem Markte zu oder im Geschäft; der eine denkt an seinen Acker, der andre an seinen Prozeß: für das Wort Gottes hat niemand oder doch nur selten einer Zeit. Aber was schelte ich auf die Abwesenden? Auch wenn ihr da seid und in der Kirche sitzt, so seid ihr nicht aufmerksam, sondern führt ganz alltägliche Gespräche und kehrt dem Worte Gottes den Rücken zu. Wie wollt ihr, die ihr am Gebet euch nie beteiligt, ohne Unterlaß das erfüllen, was ihr stets unterlaßt? (vgl. 1. Thess. 5, 17.) Und wenn schon diejenigen, welche wachen, beten und immer an Gottes Wort sich halten, nicht immer die Versuchung meiden, wie wird es mit denen, die nur an den Festtagen zur Kirche kommen?“ Und in einer andern Predigt sagt Origenes: „Die einen warten nicht einmal geduldig, bis die Lektionen in der Kirche verlesen sind. Die andern merken kaum, wann sie gelesen werden, sondern beschäftigen sich in entlegenen Ecken des Gotteshauses mit weltlichen Gesprächen. Nur wenige nehmen ins Herz auf, was verlesen wird; die andern hören überhaupt nicht darauf, sondern ihr Herz und Sinnen ist weit entfernt bei den Geschäften und Werken der Welt und berechnet ihre Prozente. Und wie sollen vor allen Dingen die Weiber das Wort Gottes in sich aufnehmen, die doch nur schwatzen und durch ihre Klatschereien die Ruhe stören? Wie tief wirds bei ihnen dringen, wenn sie an ihre Kinder oder an ihre Wolle oder an ihre Haushaltssorgen denken?“

Bei einer spätern Gelegenheit wird es möglich sein, auch auf dasjenige einzugehen, was Origenes über Kultus und Kultussitten, über Schriftverlesung, Psalmen, Hymnen und Lieder, über Taufe und Abendmahl mit ihren Gebräuchen, über Gebete und Gebetssitten, über Sonntag und Sabbath, über Kirchen und heilige Zeichen, über den neutestamentlichen Kanon und die Apokryphen, über kirchliches Bekenntnis und Glaubensregel äußert. Hier wollen wir nur kurz noch von der Liebesthätigkeit und der Kirchenzucht einiges sagen.

Als die Organe der Liebesthätigkeit werden Bischof, Presbyter, Diakonen und Witwen genannt. Aber daneben hat private Wohlthätigkeit weiten Spielraum. Die kirchlichen Einkünfte, welche wesentlich zu milden Zwecken verwandt werden, sind durch monatliche Beiträge, Oblationen, Erstlinge und besondre Geschenke gesichert. Die Arten der Liebesthätigkeit sind mannichfach, aber keine ist neu: es ist die Sorge für Kranke, Gefangene, Arme, Schwache, Kinder, Sklaven, Witwen, Waisen und Fremde, und zwar für die letztern so, daß sie nicht bloß gastlich aufgenommen, sondern geradezu auf den Straßen aufgesucht werden sollen. Endlich hat auch der Klerus regelmäßigen Anteil an den Einkünften. Zum Geben wird ermahnt, weil man durch Geben zum Diener Gottes werde. Aber es soll in Einfalt geschehen, nicht um der Ehre willen, sondern aus wahrem Mitleid und ohne Hoffnung auf Vergeltung. Denn äußerer Reichtum dient mehr zum Verderben der Seele als zu ihrer Erlösung, wenn er nicht zu Werken der Barmherzigkeit verwandt wird. Auch soll man den Christen nicht geben, wie man Bettlern giebt, sondern so, als hätte man mit ihnen Gütergemeinschaft. Endlich soll durch die Wohlthätigkeit gegen Fremde die eigne Familie des Gebers nicht vernachlässigt werden. Besonders interessant sind die Grundsätze, welche Origenes für die Liebesthätigkeit aufstellt. Sie erheben sich weit über alle sonstigen Anweisungen zur Liebesthätigkeit, die uns aus den ersten Jahrhunderten erhalten sind. Fast alle altchristlichen Schriftsteller nämlich fordern, daß man jedem Bittenden ohne Rücksicht auf den Grad seiner Würdigkeit und Bedürftigkeit gebe. Das Geben selbst ist ihnen Pflicht und gutes Werk; den Erfolg müsse man Gott anheimstellen. Anders Origenes. Um überhaupt zu geben, führt er aus, dazu gehöre Glaube. Um aber zur rechten Zeit zu geben, dazu gehöre Klugheit. Wir müssen einen jeden nach seiner Würdigkeit unterstützen. Denn nicht so einfach dürfen wir vom Kirchengut weggeben, bloß unter dem Gesichtspunkte, daß wir die Habe der Armen nicht verschlingen oder veruntreuen, sondern so, daß wir klug die Ursache des Mangels bei den einzelnen Bedürftigen untersuchen und eines jeden Würdigkeit, die Art seiner Erziehung und die Größe seiner Bedürfnisse feststellen. Nicht in gleicher Weise muß man also handeln bei denen, die von Kindheit an streng und hart erzogen sind, und bei denen, die weichlich und üppig erzogen und nachher heruntergekommen sind. Und nicht in völlig gleicher Weise sind Männer und Frauen zu unterstützen oder die ganz Alten und die jungen Männer oder die jungen Arbeitsunfähigen und die, welche teilweise sich selbst helfen können. Es ist auch zu untersuchen, ob die Hilfesuchenden viele Kinder, fleißige Kinder oder selbst hilfsbedürftige Kinder haben.

Derartige Erörterungen zeigen bei Origenes neben dem Glauben, der durch die Liebe thätig ist, auch die Weisheit der praktischen Erfahrung, die Weite des Blickes und die Gerechtig-

keit des Urteils. Wie aber trotzdem in jener Zeit, selbst bei den Besten, nicht mehr überall die urchristlichen Anschauungen gelten, davon nur ein Beispiel! Origenes erwähnt, daß früher, in Anlehnung an das Gebot des Herrn Joh. 13, 14, in weiteren Kreisen die Sitte der Fußwaschung üblich gewesen sei, jetzt aber zu seiner Zeit werde sie nur noch von bäurischen Leuten und bei den niederen Ständen fortgepflanzt. Er selbst findet das ganz natürlich. Jenes Gebot des Herrn sei nicht buchstäblich, sondern geistig gemeint. Denn sonst — so setzt er hinzu — müßten ja etwa die Bischöfe und Presbyter den gewöhnlichen Laien, die Herren den Sklaven die Füße waschen! Das dünkt ihm aber unglaublich. Es ist leicht einzusehen, daß diese Begründung den Worten des Herrn schnurstracks zuwiderläuft.

Die Kirchenzucht, welche im allgemeinen beim Klerus, in erster Linie aber beim Bischof steht und durch seinen Urteilsspruch ausgeübt wird, begründet Origenes durch das Herrenwort: „Wenn dich dein Fuß oder deine Hand ärgert, so haue sie ab." Wie einerseits der Einzelne seine Sünde nicht verschweigen, sondern einen Arzt suchen soll, dem er sie bekennt, so müssen anderseits die Vorsteher die Gemeinde in Zucht halten. Gewiß, man soll die Schwachen tragen und sie nicht unter dem Vorwande reineren Lebens ausstoßen, und oft wird der Bischof milde und wiederholte Ermahnung einem schärferen Verfahren vorziehen. Indes darf durch die Milde gegen den Einzelnen nicht die ganze Gemeinde gefährdet sein. Wo die Gemeinde durch milde Behandlung eines Vergehens leiden und die Sünde der übrigen vermehrt würde, da muß der Sünder zwar nicht durch unbarmherziges und rohes, aber durch gerechtes Gericht getroffen werden. Da soll er exkommunizirt und dem Satan übergeben werden zum Verderben des Fleisches. Freilich nur die offenbaren Sünden können so geahndet werden. Wollte man auf bloße Vermutung hin und gegen heimliche Sünden einschreiten, so würde gar leicht mit dem Unkraut der Weizen ausgerottet. Indes sind solche Sünder, auch wenn sie nicht durch des Bischofs Urteilsspruch exkommunizirt sind, doch faktisch aus der Gemeinde ausgestoßen. Gott macht in ihren Herzen nicht mehr Wohnung. Die Exkommunikation selbst aber gilt wie die Absetzung vom Presbyterat oder Diakonat für eine große Schmach. Trifft sie aber den Christen, so soll er nicht die Menge aufregen und Aufruhr und Separation erregen; sonst wird ihn dereinst Strafe treffen. Sondern in Demut soll er, mag er mit Recht oder Unrecht leiden, das Urteil hinnehmen, so wird ihm Gottes Gnade gewiß und auch die Wiederherstellung bei den Menschen wahrscheinlich sein.

Gegen manche Unsitten in der sich ausbreitenden Kirche vermag aber auch die Kirchenzucht nichts. Wie viele leben in den Gemeinden weltlich und leichtsinnig, ohne Erneuerung des inwendigen Menschen! Wie manche hassen und verfeinden sich mit ihren Brüdern! Und wieder andre giebt es, die aus Furcht verborgen bleiben wollen und alles thun, um nicht als Christen erkannt zu werden. Sehr weit verbreitet ist auch eine ausgebildete Kirchlichkeit ohne Sittlichkeit. Man kommt zur Kirche, beugt sein Haupt vor dem Priester, genügt den äußeren kirchlichen Pflichten, ehrt die Diener Gottes, trägt zum Schmuck des Altars oder der Kirche bei, aber giebt sich keine Mühe zu ernster, sittlicher Besserung. Darum denkt Origenes, so zuversichtlich er auch dem Celsus gegenüber urteilt, doch in vielen Punkten von dem kirchlichen Leben seiner Zeit sehr pessimistisch. Ja, er sagt geradezu einmal: „Heute wird bei der Taufe den Täuflingen nur ein Bild der Glaubensgeheimnisse übergeben, zur Zeit der Apostel die Kraft und das Maß der Mysterien selbst!"

Von manchen einzelnen kirchlichen Sitten und Gewohnheiten, die Origenes erwähnt, kann hier nicht berichtet werden. Die weltflüchtigen Tendenzen jener Zeit, welche hochbedeutsam sind, finden ein andres mal ihre Beleuchtung. Auch sollen an die gegebene Skizze weitere Urteile und Folgerungen nicht angeknüpft werden. Das eine steht fest: schon die Kirche vor Konstantin, also eine „Freikirche," war verweltlicht. Ist aber so an die Stelle eines leuchtenden Ideals ein Bild des Lebens getreten mit mancherlei Schatten und Schwächen, so ist doch das Christentum selbst zu groß, als daß es durch nüchterne Erforschung seiner Geschichte an Wert und Bedeutung einbüßen könnte. Die Gotteskraft tritt umso deutlicher hervor, je weniger wir uns die menschlichen Schäden, Irrtümer und Fehler verhehlen. Und so allein kann uns die Geschichte der christlichen Kirche Klarheit, Trieb und Kraft geben für die Aufgaben der Gegenwart.

W B

Herders Bruch mit Goethe,

eine Abrechnung zwischen klassisch-ästhetischer und christlich-moralistischer Weltanschauung

(3. Tiefere Gründe des Bruchs)

Und nun kommen wir zu einem Gegensatz, der uns am tiefsten berührt und auch in der Tiefe der beiden Herzen lag: die verschiedene Stellung zum Christentum, von dem Herder ja klagt, es gelte bei den „Unsterblichen" als Kontrebande und Vorurteil. Diese Differenz konnte zurücktreten, als auch hinter der Fülle neuer ästhetischer und geschichtsphilosophischer, natur- und kulturgeschichtlicher Gesichtspunkte das theologische und spezifisch kirchliche Interesse verschwand; sie mußte sich umso fühlbarer machen, je mehr Herder sich getrieben fühlte, in seiner Schriftstellerei das Band mit seinen amtlichen Thätigkeiten festzuhalten und den Ertrag desselben, die eigentümliche Ausgestaltung seiner religiösen Ueberzeugungen und biblischen Anschauungen, in „christlichen Schriften" dem Publikum vorzulegen.

Es wird ja für unser Blatt unerläßlich sein, zur Frage: „Goethes Stellung zum Christentum" Stellung zu nehmen, was am besten geschieht durch eine Auseinandersetzung mit Julian Schmidts geist- und maßvoller Abhandlung über dieses Thema im Goethe-Jahrbuch 1881. Indem wir uns dieselbe vorbehalten, wollen wir nur das für sein Verhältnis zu Herder Bedeutsame hervorheben. Nach genanntem Literarhistoriker hat ja das Christentum in der Entwicklung des Goethischen Geistes die wichtigste Rolle gespielt; er selbst hat der Bibel allein seine sittliche Bildung verdankt; er hat Idealbilder geistlicher Herren zu zeichnen vermocht, denen man eine sittliche Hochachtung vor der Sache, die durch dies Amt verkündet wird, anmerkt. Die sakramentalen Motive des christlichen Kultus blieben ihm die passendsten Symbole einer heiligen Stimmung, wie „ein Glockenton ... ernstfreundlich die Melodie eines bekannten Chorals" zu gemeinsamer Empfindung ins Herz tönend [Goethe]. Gemessen an Schleiermachers Reden über die Religion, die so recht Auskunft geben sollen über die Frage: Was ist die Religion, was das Christentum im geistigen Leben eines Gebildeten im Wendepunkte des achtzehnten Jahrhunderts? — gemessen an dieser Forderung der allgemeinsten Abhängigkeits- und Ehrfurchtsgefühle, ganz absehend von historischem Christentum und bestimmtem Bekenntnis, sei Goethe ein gebildeter, ja der gebildetste Christ gewesen, der dazumal möglich war. Denn auch er trachtete, die Verderbnis der Welt und die Erlösung in seinem Innern wirklich zu erfahren; er hat ein warmes Gefühl für das eigentliche Geheimnis der christlichen Religion, das, weil es sich einmal göttlich verkörpert habe, nicht mehr verloren gehen könne: die Ehrfurcht vor dem, die Hingabe an das, was unter uns ist! „Er sieht das Kreuz und schlägt die Augen nieder."

Wir wollen gewiß nicht leugnen, daß so manches religiöse und christliche, erlösende und heiligende Motiv, gerade das Mysteriöse, ein nachfühlendes Verständnis bei ihm fand und zeitweilig seine Stimmung bildete, ja daß er ohne diese den Faust nicht hätte dichten können. Allein hiermit erachten wir die Frage nach seiner Stellung zum Christentum noch nicht positiv erledigt. Das Christentum will eben nicht Stimmung, Melodie, Glockenton, vage Empfindung allgemeiner Abhängigkeit und Symbolisirung innerer Vorgänge sein; es will Grundton, fester, durchgehender Grundakkord sein, eine treibende Kraft, die bis ins Einzelnste den Willen bestimmt, eine Wahrheit und Wirklichkeit, die nicht bloß unser Sonntagskleid ausmacht, sondern Werktagskleid und Handwerkszeug für das gemeine, persönliche Leben. Und diese symbolische Auslegung der christlichen Heilslehre, die an Stelle der erlösenden Gnade und heiligenden Liebe die Selbsterlösung des Menschen durch eigne gute That und eine natürliche Entwicklung ohne Bruch setzt, nimmt derselben

gerade, was zum wesentlichen gehört: „Mit unsrer Kraft ist nichts gethan, wir sind gar bald verloren!" Christus erscheint da doch nur als das Spiegelbild des eignen verklärten Wesens, in dem man „sich bespiegeln und sich selbst anbeten kann" [Goethe], wenn die Entsühnung der menschlichen Schuld durch ein reines Menschenbild — der Grundgedanke der Iphigenie — als die Grundlehre des Christentums bezeichnet wird. So wird denn alles umgedeutet, bis alles Eingreifen höherer Macht, bis alle unsre Schwachheit und Gebrochenheit heilende übermenschliche, transzendente Kraft verschwunden ist und Platz gemacht hat dem ruhigen, steten Entwicklungsgange der schönen Menschlichkeit durch Kultivirung der Gefühle, durch Ueberwindung der Sünden aus der Kraft der Vernunft. So ehrt Faust zwar die Sakramente, aber ohne Verlangen; Gott lebt in seiner Seele, aber nur als Gefühl: er findet keinen Namen für ihn. Eigentlich ist ihm jedes Menschenwort, das ihn stärkt und kräftigt, Gottes Wort; das Christentum keineswegs die einzige Offenbarung, sondern ein Bildungsmotiv neben so vielen andren; tausend geschriebene Bücher gottbegnadeter Menschen sind ebenso schön als das Evangelium; „die Seele des gebildeten Menschen des neunzehnten Jahrhunderts kann unmöglich so ausgefüllt werden vom Christentum wie die Seele eines Ungebildeten, dem es noch das einzige Bildungsmittel ist." So wird eben das Wesentliche verkannt: daß es sich bei der Religion, bei der Erlösung zumal nicht um zeitliche Bildung, sondern um die Heiligung handelt, die ein ewiges Leben, Seligkeit in sich trägt. Es ist bezeichnend für Goethe, daß er am Ende seines Lebens erkennt, er habe stets getrachtet, sich zum „Hypsistarier" zu qualifiziren, zu einem Anbeter der höchsten Vernunft, wo er sie fände, um „durch die reinste Gemütsruhe zur höchsten Kultur zu gelangen." Julian Schmidt erkennt zwar an, daß diese Religion sich nicht für alle Individuen und Volksschichten eigne, daß viele, die in der Religion ihr einziges Bildungsmotiv besitzen, auf diese Qualifikation ein für alle mal verzichten müssen; aber er wird nicht dessen gewahr, daß gerade hierdurch der Grundcharakter des Christentums verneint wird, das ja sagt: „Es ist hier kein Unterschied, ihr seid allzumal Sünder; Einer ist euer Meister, ihr aber seid alle Brüder."

Zur Zeit nun, davon wir handeln, überwog bei Goethe, dem ja sein Christentum nie von innen heraus schaffende Kraft, sondern durch die ihm entgegentretende Erscheinung des Christlichen bewirkte Stimmung war, Gleichgiltigkeit und selbst Abneigung: der alte historische Christengott fand keinen Platz im Pantheon der rein ästhetischen Weltanschauung. Gewiß eine Schwierigkeit für den ersten Landesgeistlichen, dessen Amt ihn zum alleinigen Dienste dieses Gottes und seines Wortes verpflichtete!

Nun haben wir gleich eingangs erfahren, daß, wie Herder nicht bloß Theologe, sondern ebenso aus innerm Beruf Aesthetiker und Geschichtsphilosoph war, so auch seine Anschauungsweise nicht bloß durch die Eindrücke der christlichen Welt, sondern ebenso, zu Zeiten noch mehr, durch andre Bildungsmotive bestimmt war. Das war doch die Wirkung seiner weitstrahlenden, für alles Menschliche, wo er es fand, empfänglichen, von jeder ursprünglichen Geisteskraft gefesselten Auffassung, daß sein Blick für das Eine, das not thut, seine Ordnung der verschiednen Bildungsmächte nach der Einen Grundmacht, seine Zusammenfassung der verschiednen Interessen in den Dienst des Einen Hauptinteresses zu Zeiten Not litt. Auch bei ihm finden wir, zu Zeiten wenigstens — denn es gab auch eine Zeit, da er sich orthodox-mystisch allein den Eindrücken der Offenbarung hingab —, dies Nebeneinander, diese Koordination der christlichen mit den griechischen und altgermanischen, der religiösen mit den künstlerischen und wissenschaftlichen Bildungsmotiven. Auch bei ihm ist durchgängig eine pelagianische, optimistische Auffassung vom natürlichen Menschen und seiner Vervollkommnungsfähigkeit, die kein tieferes Verständnis gewinnen kann für die Lehre von der Erbsünde, die es Kant nicht vergessen kann, daß er mit seinem tiefen, unerbittlichen Rigorismus von einem „radikalen Bösen" redet. Tief gewurzelt saß in ihm der Naturalismus der Humanitätsapostel und, wenn man ihm kaum Selbstgerechtigkeit zum Vorwurf machen darf, so muß man doch konstatiren, daß auch bei den Knotenpunkten seiner Lebenstragödie, wo die eigne Schuld offenbar war, kein tiefgreifendes Bußgefühl aufkam und kein Ausstrecken der Hand nach der erlösenden Gnade, kein Durchbrechen der natürlichen Schranken, keine Hingabe im Glauben, die den Mittelpunkt, darum sich das Leben dreht, aus dem natürlich-selbstherrlichen Wesen in das Herz und Wirken unsers Erlösers verlegt. Es ist, so weit wir bis dahin aus eignen Eindrücken seines Lebens urteilen können, ein ungebrochenes Ausleben und geradliniges Ausbilden angeborener guter Natur, von dem er die Erreichung des Zieles erwartet.

Aber ebenso bestimmt, ja noch bestimmter müssen wir behaupten, daß Herder nie durch Beugung der Wahrheit und Anpassung an die praktische Notwendigkeit, sondern durch Gehorsam gegen seinen innersten Beruf Geistlicher geworden und geblieben ist, wie er auch sein Schulamt stets von der religiös-sittlichen Seite aus mit Begeisterung für die Bildung unsterblicher Seelen erfaßt hat; daß er sich stets als guter Christ, als demütiger Schüler Christi, als sein Erlöster gefühlt und in seinen „christlichen Schriften" sich das Ziel gesetzt hat, nicht sowohl die christliche Religion zur reinen Menschenreligion hinüberzudeuten, als vielmehr diese letztere als die Religion und wahre Intention Christi zu erweisen, an dessen Einzigkeit, Reinheit, fleckenloser Heiligkeit er mit warmer Liebe festhielt. Der Gedanke, von dem Erlöser mißbilligt zu werden, eine Religion zu lehren, die über die Religion Jesu hinausginge, sein Heil zu suchen und andre ihr Heil suchen zu lehren anderswo, als bei dem Gottes- und Menschen-Sohn, in dem die Liebe des Vaters Fleisch geworden ist — dieser Gedanke ist ihm nie gekommen. In seinen „christlichen Schriften" bleibt er stehen zwischen gläubigen Rationalisten und dem kritischen Lessing, von dem er sich allerdings nur unbestimmt unterscheidet, weil er „vorsichtiger aus der Hülle des kirchlichen Glaubens, den er nicht wegwerfen will, den Kern des Evangeliums, der ihm allein Wert hat, herauszuschälen suchte" [Haym]; vor allem aber, weil er „ernstlicher, nicht als Dialektiker, sondern als Homilet und Prediger, mit einem Herzensanteil, der ihm oft die Folgerichtigkeit des Denkens trübt, mit einer Pietät, die ihn oft in die verlassenen Zirkel zurückführt," den Kompromiß sucht zwischen dem Glauben an das historisch Positive im Christentum und dem Unglauben an das dogmatisch Supranaturale. „Nicht etwa in bewußter äußerlicher Anbequemung, wie sie gewohnheitsmäßig auf der Kanzel für erlaubt gilt, sondern infolge der auseinanderstrebenden und wieder elastisch sich vermittelnden Richtungen seines Geistes, im Denken dichtend, im Untersuchen predigend, führt Herder die Ungläubigen zum Christenglauben, lehrt er die Gläubigen die Religion der Humanität."

Diese schöne Beurteilung Hayms trifft wirklich das charakteristische Schwanken Herders zwischen Verstandesaufklärung und Gefühlsinnigkeit, in der von Jugend auf eine feste, treue Abhängigkeit von der heiligen Gestalt des Erlösers sich festgesetzt hatte. Glaubte er an eine geradlinige, ungebrochene Ausbildung des natürlichen Menschen, so doch nur unter der steten, bestimmenden Einwirkung des religiösen Geistes, der göttlichen Vorsehung, des Gehorsams gegen die himmlische Berufung in Christo. Und vielleicht mehr, als er mit Bewußtsein aussprach, offenbart sich in seinem häuslichen Leben, daß die Religion, vor allem die Demut vor dem Heiligen, der fraglose Gehorsam gegen das christliche Lebensgesetz wie Grundtrieb seines rastlosen Strebens, Weihe seiner besten Stunden, so auch regulatives Prinzip, feste Schranke war, vor der sein Subjektivismus und Individualismus Halt machte. Er kannte ein heiliges Gesetz, verkörpert in der Person des Erlösers; er hatte eine feste Regel und Richtschnur, die „magna charta" der Bergpredigt; er hatte ein für alle gemeinsames Ziel: die Aehnlichkeit Christi; er war in aller Freiheit gebunden an den Heiligen Israels, dem er auch in den Psalmen täglich seine Andacht opferte.

Konnte solche bei aller Kritik des Historischen, bei aller Schwäche spezifisch christlicher Heilserfahrungen immerhin positive Stellung und Haltung im Christentum sich mit der Religion des „Hypsistariers", des die eigne Natur anbetenden Halbgottes dauernd vertragen? Konnte sein durchaus ethischer Monotheismus paktiren mit der auch der schönen Sünde huldigenden Vergötterung aller Naturkräfte?

4. Schluß

So halten wir also den Bruch Herders mit Goethe, dessen menschlich-kleinliche Veranlassung wir nicht leugnen mögen, für eine nicht bloß in den verschiednen Naturen, sondern auch in den entgegengesetzten Lebenszielen begründete Notwendigkeit. Er erscheint freilich auch uns als das Ereignis, wodurch der tragische Knoten im Leben des von Jugend auf in Widersprüche verwickelten Genies geschürzt ward. Aber nicht das Zurückfallen von dem klassischen Lebensideal, von der rein ästhetischen, gegen Religion und Moralität gleichgiltigen, künstlerischen Vollendung und Abrundung, nicht die Weigerung, das antike, griechische Ideal als eine Totalanschauung, statt als ein Bildungsmittel neben andern anzuerkennen: das erscheint uns nicht als die tragische Schuld, sondern als Treue gegen sein innerstes, edelstes Wesen, gegen seinen aufrichtig festgehaltenen geistlichen Beruf, gegen seine echte deutsche Art. Vielmehr das scheint uns das Tragische, daß er bei der Fülle der ihn ergreifenden Eindrücke und beherrschenden Gesichtspunkte nicht fest werden durfte in dem Einen, das über alle Enttäuschungen und Hemmungen uns ein Genüge giebt, in der Gnade Gottes, vor der wir uns demütigen und Ansprüche zu machen verlernen; daß er nicht mit ganzer Wendung zum Christentum sich kehrte, um mit Freudigkeit dafür den Vorwurf der Engherzigkeit und Beschränktheit auf sich zu nehmen, sondern verletzt und entmutigt in der Mitte stehen blieb, moralisirend und räsonnirend auch die edelsten Blüten jenes Schönheitsideals bekrittelte, von dem er sich doch nur halb frei machen konnte. Er verblutete sich an dem, was die Gefahr des gesamten Klassizismus ist: er glich dem reichen Jüngling, zu dem der Herr sprach: „Verkaufe, was du hast und gieb es den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben, und komme und folge mir nach! Da der Jüngling das Wort hörte, ging er betrübt von ihm; denn er hatte viele Güter." Wer hat solchem Jüngling nicht schon trauernd, mitfühlend nachgesehen und Gott gebeten, er möge ihn hernachmals finden lassen, was alle die vielen Güter aufwiegt? O B

Mehr Achtung unserm Volke!

1

Mehr Liebe unserm Volke! Mit dieser Bitte wendeten wir uns in einer unsrer ersten Nummern an die Herzen unsrer Gebildeten. Heute kommen wir schon wieder um anzuklopfen — unserm Volke zu Liebe — und bitten: Mehr Achtung unserm Volke!

Liebe und Achtung hängen aufs engste mit einander zusammen. Es giebt keine echte Liebe, wenn sie nicht auf Achtung beruht. Die Achtung schützt die Liebe vor innerer Fäulnis, giebt ihr Dauer, Kraft und Wert. Das Evangelium kann nur deshalb das Gebot der Nächstenliebe in den Mittelpunkt alles Lebens stellen, weil es uns einen ganz andern Respekt vor jeder einzelnen Menschenseele einflößt, als selbst das vorgeschrittenste Heidentum hatte. Wo der christliche Geist weicht, weicht auch die Ehrfurcht des Menschen vor dem Menschen. Nun klagen wir ja alle, daß in unsrer Zeit die gegenseitige Achtung, die Ehrfurcht, die Pietät des Geringen gegen den Höherstehenden bis herein in die engen Grenzen der Familie im Schwinden begriffen sei.

Aber zeigt denn nicht auf der andern Seite unser Geschlecht einen großen Respekt vor allem Bedeutenden, Außerordentlichen? Ist man nicht geradezu ängstlich besorgt, nicht in den Fehler vergangener Zeiten zu geraten und das Verdienst unerkannt und unbelohnt beiseite stehen zu lassen? Wie viele Denkmäler werden errichtet, wie viele Jubiläen gefeiert. Dennoch! An wahrer christlicher Achtung ist unsre Zeit arm. Sehen wir genau zu. Alles, was bedeutend, erfolgreich ist, bewundern wir. Das Talent, die Geschicklichkeit, die Kraft, die außerordentliche Leistung, und wäre es die eines Seiltänzers, wird angestaunt: für groß gilt, was in die Augen fällt und außergewöhnlich ist. Aber das sittlich, also wahrhaft Große wird dabei nur zu oft übersehen, zumal wenn es sich in bescheidne Formen kleidet: man schätzt die Leistung, aber nicht die Person; man häuft Achtung und Ehre auf einzelne Glückliche, vom Erfolg Gekrönte, und verachtet dafür die große Masse. Napoleon I. sah einst in Paris einen Lastträger, der eine schwere Last schleppte. Er machte seine Umgebung auf diesen Mann aufmerksam: „Achtung vor der Last!" rief er aus. Bezeichnend für diesen berechnenden Verstand, dem nur das Außerordentliche der Beachtung wert war! Er achtet die Last, d. h. die Kraft, die solche Last schleppen kann, nicht den Träger um seiner sittlichen Leistung willen. Diese Art Achtung ist Sache des Kopfes, nicht des Herzens, nicht der sittlichen Persönlichkeit. Diese Achtung, oder verschwenden wir das Wort nicht für eine ganz andre Sache, dieses Anstaunen des Außerordentlichen, diese Schätzung äußerer Leistung, deren Maßstab der Erfolg ist, auf Kosten der inneren, persönlichen, sittlichen Leistung, wird immer in der Welt die Oberhand haben, weil sie unserm natürlichen Sinn entspricht; aber in unsrer Zeit hat das wesentlich dazu beigetragen, die soziale Gefahr zu erzeugen, die Klassen gegen einander zu verbittern.

Die sogenannte arbeitende Klasse hat keine Achtung vor den Höherstehenden mehr; aber ich frage umgekehrt: Genießt die schlichte, treue, geräuschlose Arbeit des Geringen vonseiten des Großen die Achtung, die ihr gebührt? Wird der Arbeiter um seiner Selbstverleugnung willen in unsrer modernen Gesellschaft so geschätzt, daß ihm dadurch das Niederdrückende, die Opfer der Arbeit erleichtert werden? Unser Volk arbeitet, arbeitet im Schweiße seines Angesichts mit großer Selbstverleugnung, das kann keiner bestreiten — darum Achtung unserm Volke!

Aber das ist eben das Schlimme: man hat die volle Würdigung der Arbeit im christlichen Sinne als eines Gottesdienstes, als einer sittlich wertvollen persönlichen Leistung, verloren. Ihre Bedeutung für die Nationalökonomie ist in keiner Zeit so gewürdigt worden wie jetzt; das ist ein Fortschritt, aber zum Segen wird er nur, wenn jene tiefe sittliche Auffassung der Arbeit daneben-, oder besser darübersteht. „Vor allem ist es die Aufgabe der Kirche — sagt Uhlhorn in seiner gar nicht genug zu empfehlenden Broschüre: „Katholizismus und Protestantismus gegenüber der sozialen Frage" — unsrer Zeit den sittlichen Wert der Arbeit und Berufserfüllung wieder zum Bewußtsein zu bringen. So hoch sich unser Jahrhundert rühmt, das Jahrhundert der Arbeit zu sein und die Arbeit zu ehren, so traurig ist es damit, wenn man tiefer hineinblickt, bestellt. Den meisten gilt die Arbeit doch nur als ein unvermeidliches Uebel, als der nun einmal unvermeidliche Weg zum Genuß." So mag man in arbeitenden Kreisen über die Arbeit denken; die Gebildeten sehen in ihr nur zu oft etwas an sich Erniedrigendes. Es giebt Kreise, denen gilt nur die geistige Arbeit als achtenswert. Wir leiden an einer geradezu unchristlichen Ueberschätzung der Kopfarbeit gegenüber der Handarbeit; Beweis dafür ist das Hineinzwängen unsrer Söhne in die Gymnasial- und Universitätsstudien, Beweis unsre ganze moderne Frauenerziehung. So lange die Frau des Hauses sich schämt, Hausfrau zu sein, und für die Arbeit des Hauses sich viel zu gut hält, dieselbe also dem „dienstbaren Geist" zuschiebt, sollen wir uns nicht wundern, wenn es schlechte Dienstboten giebt. Wer ist schuld daran, daß die Meinung, ehrliche Handarbeit schände, wie eine Pest grassirt, die Gebildeten oder die Ungebildeten? Ehret die Arbeit durch die Arbeit; zeigt der Magd, daß ihr arbeiten könnt und wollt, und ihr werdet besseres Gesinde haben. Wie der Herr so der Knecht! In gewissen Kreisen heißt: der Mann hat nichts „geleistet," so viel als: er hat nichts „geschrieben" — wahrlich, gegen solchen unchristlichen Maßstab in der Beurteilung der Arbeit müssen wir Front machen. Das ist im Geiste des Heiden Aristoteles, nicht im Geiste Christi geurteilt. Denn jenem gilt nur die Philosophie, die geistige Arbeit als menschenwürdig; alle andre Arbeit erniedrigt und gebührt dem Sklaven. Vergessen wir nicht, daß unser Herr ein Zimmermann war, daß die ersten Apostel Fischer, Paulus ein Teppichweber war! Nicht was wir thun, sondern wie, d. h. mit welcher Gesinnung wirs thun, giebt dem Menschen den Wert. Das ist ein sehr elementarer, aber nur zu oft vergessener Satz.

Wer unser Volk beobachtet, kann nicht leugnen: es arbeitet mit staunenswertem Fleiße. Vor allem gebührt ein Ehrenplatz

den Frauen. Auch darin wird mir jeder zustimmen, zumal wer mit dem Landvolk verkehrt. Das Los des Weibes in den niederen Klassen ist wahrlich kein goldenes. Welche Selbstverleugnung, welche Unermüdlichkeit, welcher geradezu heldenhafte Sinn, der einen Mann wahrlich beschämen kann, ist da oft zu finden. So steht mir ein armes Weib vor der Seele; unlängst habe ich sie beerdigt. Was war ihr Leben anders als Mühe und Arbeit, Opfer und Selbstverleugnung: das sind die Großen im Himmelreich. Nachdem sie über ein Jahr den kranken Mann gepflegt, wurde sie Witwe: „Da ging ich hinter dem Sarge her; die Kniee wollten mir brechen; drei Kinder in der Schule, einen Sohn in der Lehre, Schulden genug auf dem Häusel, das war schwer!“ so erzählte sie mir, als ich bei trübem Lampenschein an dem Sterbebette ihres letzten Sohnes saß. Ja, den Rücken hat sie sich krumm, die Hände schwielig gearbeitet, ihre Kinder durchzubringen. Und sie brachte sie durch. Da erkrankt der älteste, zwanzigjährige Sohn, ein geschickter, frischer Mensch. Ein Jahr lang trieb er's, dann starb er. Es kam der zweite, der dritte Sohn aufs Lager, einer besser und lieber als der andre; in zwei und einem halben Jahre verlor das arme Weib ihre drei Söhne: am Krankenbett stehen und für's Brot noch arbeiten, vom tiefsten Schmerz in der Seele fast erdrückt auch noch mit gemeiner Nahrungssorge ringen — ja das muß schwer sein. Wenn ich über die Schwelle der kleinen, strohgedeckten Hütte von dem Krankenlager kam, da nahm ich eine hohe Ehrfurcht vor dieser Kreuzträgerin, dieser treuen, selbstlosen Mutter mit, die ihre letzte Kraft opferte, jeden Bissen Brot mit ihren Kindern teilte. Vier Wochen nach dem Tode des letzten Sohnes brach sie zusammen. Ich habe ihr die Leichenpredigt über Joh. 16, 33 gehalten: „In der Welt habt ihr Angst; aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden.“ — Das ist ein Beispiel; wie viele ließen sich sonst anführen. Achtung vor unserm Volke! Es steckt ein edler Kern in rauher Schale.

Unser Volk arbeitet. Früh, wenn der Morgen graut rücken sie ein in die große Stadt, auf den Bauplatz, in die Fabrik, die Arbeiter vom Dorfe; ein, zwei Stunden Weges haben sie vielleicht schon hinter sich: nun heißt es in Sonnenbrand, unter Schmutz und Staub, in dumpfem, ungesundem Raume bis zum Abend arbeiten. Mögen die Lohnansprüche der Arbeiter zuweilen ungerechtfertigt hohe sein — es gilt doch einmal anzuerkennen: solche Arbeit die ganze Woche, das ganze Jahr zu thun, mit Freudigkeit zu thun, dazu gehört ein starker, sittlicher Wille, eine ernste Pflichttreue, die unsre unumwundene Achtung verdient. Wie mancher elegante Stutzer, der in seinem Leben nicht eine Stunde ernstlich gearbeitet, mit aller Kraft gearbeitet hat, wirft auf die „Kerle“ auf dem Gerüste nur verächtliche Blicke — das Volk fühlt das; es empfindet unendlich fein —: ist's ein Wunder, wenn als Antwort nicht verächtliche Blicke nur, sondern zornige Reden fallen? Besonders aber der Fabrikarbeiter bedarf unsrer Hochachtung. Man mache sich nur klar, wie geisttötend, abstumpfend die maschinenmäßige Bedienung einer Maschine wirken muß. Die Arbeit selbst hört auf, Genuß zu sein: nur die eiserne Not hält den Arbeiter bei seinem eisernen Tyrannen, der Maschine, fest. Jeder andre hat durch die Abwechslung, welche die Berufsbeschäftigung mit sich bringt, neue Anregung und Freude. Der Handwerker hat die Freude, doch ein Stück fertig gebracht zu haben mit eigner Kraft und nach eignen Gedanken; er genießt etwas von der Schaffensfreude des Künstlers. Welchen Genuß gewährt bei aller Mühsal seine Arbeit dem Gelehrten, dem Beamten, dem Kaufmann — vorausgesetzt, daß er den Beruf getroffen hat, der seiner Natur entspricht —: das alles muß der Fabrikarbeiter entbehren. Er bedarf eines ganz hervorragend lebendigen sittlichen und religiösen Lebens, um unter den Rädern seiner Maschine nicht zu erliegen; er bedarf als einer Macht, die ihn hält und hebt, der Achtung seiner Mitmenschen. Daß diese Arbeit, wenn sie gewissenhaft gethan wird, ein Gottesdienst ist und den Menschen ebenfalls adelt, soll nicht nur der Pastor von der Kanzel den Arbeitern sagen: jeder Gebildete soll die Arbeiter darnach behandeln. „Es gilt — sagt Uhlhorn —, diese Schätzung der Arbeit auch auf die eintönige und mechanische Fabrikarbeit, auch auf das Bedienen der Maschine anzuwenden und den Fabrikarbeitern zum lebendigen Verständnis zu bringen, daß auch diese Arbeit, so stark sie den Menschen zur Natursache herabdrückt, unter den Begriff des sittlichen Berufes fällt, an der Ehre der Arbeit vollen und ganzen Anteil hat, ebenso gut wie jeder andre Gottesdienst ist und treu geübt zur sittlichen Förderung dient. Darin liegt das Heilmittel gegen die Abstumpfung durch die Arbeit, daraus quillt die wahre Arbeitsfreudigkeit.“ Aber nochmals: man wird den Leuten diese Beurteilung ihrer Arbeit nicht beibringen, wenn man ihnen das nur in der düsteren Kirche predigt, sondern die Thatsachen, das Leben, ihre stete Umgebung muß ihnen das predigen: Wir achten euch um eurer Arbeit willen.

Mit Fabrikarbeitern kommt freilich die Mehrzahl der Gebildeten höchst selten zusammen; aber auf Schritt und Tritt bedürfen wir unsrer Dienstboten. Für sie möchte ich noch ein Wort einlegen. Unsre Gebildeten nehmen die Leistungen eines Dienstboten ziemlich gedankenlos als selbstverständlich hin; umso bitterer werden die Klagelieder über schlechte Dienstboten. Nun versetze man sich doch einmal recht lebhaft in die Lage dieser Dienenden! Was will das doch bedeuten, über keine Stunde in der Woche frei verfügen zu können, jederzeit zur Hand sein, in allem nach fremdem Willen sich richten, tage-, wochenlang auf eine Aussprache mit den Seinen verzichten zu müssen? Ob wir das alles mit freundlicher Miene leisten würden? Wie lassen wir uns von der Laune, von der augenblicklichen Stimmung leiten! Es ist doch so menschlich, jetzt gerade Lust, jetzt Unlust zu dieser bestimmten Arbeit empfinden; ein Dienstbote darf davon nicht das Geringste merken lassen, ohne sich strenge Rüge zuzuziehen: im Gegenteil, alle eignen Launen sollen den Launen der Herrschaft geopfert werden. Ist das so leicht? „Dienen ist die schwerste Lebensaufgabe,“ pflegte eine alte, treue Magd in meinem großelterlichen Hause oft unter Seufzen, nicht unter Murren zu sagen — und sie hatte Recht. Wenn sich die Herrschaft dessen immer bewußt bleibt, ob dann das Urteil über die Ansprüche an das Gesinde nicht gerechter werden, ob dann nicht eine gewisse Achtung vor den Dienstboten den ganzen Geist des Hauses erfüllen würde?

Man kann ja nun einwenden, daß die Gewohnheit unser Volk die Last der Arbeit und der dienenden Stellung gar nicht so fühlen lasse. Daran ist unzweifelhaft etwas wahres. Gott sei Dank, daß er in die große Weltmaschine die Gewohnheit als ein linderndes Oel hineingegossen hat: aber sie hilft längst nicht über alles weg. Man bilde sich nur nicht ein, als wären die gewöhnlichen Leute gewissermaßen aus gröberem Stoff an Leib und Seele gearbeitet. Wer die Leute kennt, weiß, mit wie vielen körperlichen Gebrechen sie sich zur Arbeit zwingen, Gebrechen, bei denen der Gebildete als seine heiligste Pflicht Schonung sich vom Arzte würde diktiren lassen. Unsre Leute können und wollen sich nicht schonen; sie opfern thatsächlich sehr oft ihrer Pflicht den letzten Rest von Kraft.

Es wird in allen Tonarten, in Predigten, Zeitungsartikeln und Volksschriften, der arbeitenden Klasse klar zu machen gesucht, daß auch die Gelehrten, die Minister, selbst der König Arbeiter sind. Gebe Gott, daß die Leute das begreifen. Es ist aber auch notwendig, daß vielen Gebildeten in allen Tonarten gepredigt werde, die Dienenden und Arbeitenden sind eure Brüder, verdienen eure Achtung. Wollen die Höherstehenden wieder von den Geringen geachtet sein, so müssen sie diese achten; Achtung erringt sich Achtung. Mag durch manche grobe Fehler unser Volk diese Achtung vielfach nicht verdienen: es ist zum Teil unsre Schuld! Blicken wir, dies soviel als möglich wieder gut zu machen, auf das, was doch noch Gutes da ist: blicken wir auf die Pflichttreue, die rastlose Thätigkeit, die in unserm Volke noch vorhanden ist, achten wir unser Volk um seiner Arbeit willen und — lernen wir von ihm! P D

Treue im Bekenntnis

Nach den Russisch-Baltischen Blättern

Als im Juni 1885 der griechische Bischof Donat von Riga, auf einer Visitationsreise begriffen, in den Ort Palzmar in

Livland kam, wurde er daselbst von einer großen Menge sogenannter „Rekonvertiten“ mit der dringenden Bitte bestürmt, er möge es verfügen, daß sie nicht mehr als Glieder der orthodoxen Kirche angesehen würden, da sie ihrer Abstammung und Ueberzeugung nach Lutheraner wären und nur entweder durch eigne Uebereilung oder durch Verschulden ihrer Eltern der orthodoxen Kirche angehörten. Der Bischof antwortete natürlich ablehnend und seine Geistlichen bemühten sich, die Widerstrebenden dadurch zu bekehren, daß sie auf das hohe Alter der griechischen Kirche hinwiesen, während die lutherische Kirche noch nicht vierhundert Jahre alt sei und bald zerstäuben werde; auch sei der orthodoxe Glaube der des Zaren, durch ihn allein könne man selig werden. Als das nichts half, drohte man den Leuten damit, daß ihr Pfarrer, P. Brandt, werde abgesetzt werden und sie dann niemand mehr kirchlich bedienen würde. Da antworteten die wackern livländischen Bauern, daß sie Gottes Wort wohl inne hätten und, wenn ihnen ihr Pastor genommen würde, sie einen lutherischen Verein bilden und einen schriftkundigen Mann aus ihrer Mitte sich erwählen würden, der bei ihnen dann Wort und Sakrament verwalten könne.

Unter den Bittstellern vor dem Bischof Donat befand sich auch das zweiunddreißig Jahre alte lettische Bauermädchen Anne Kursemneeks, welche einst zwar lutherisch getauft, aber samt ihrer Schwester dadurch zu einem angeblichen Gliede der griechisch-orthodoxen Kirche geworden war, daß ihr Vater einst durch Versprechungen verführt und in trunkenem Mute sich hatte anschreiben und griechisch firmeln lassen; sie bat den Bischof um eine Bescheinigung darüber, daß sie nicht von dem griechischen Geistlichen in Palzmar reklamirt werden dürfe. Anstatt der Antwort ließ der Bischof ihr ein Heiligenbild anbieten mit der Mahnung, zur Jungfrau Maria zu beten. Das Mädchen nahm aber dasselbe nicht an, weil sie nur Christum als ihren einigen Mittler und Fürsprecher bei Gott kenne. Man sagte ihr, sie solle es nur annehmen, da der Bischof ihr alsdann ihre Sünden vergeben werde; sie behauptete dagegen, daß er das gar nicht thun könne, weil er bloß ein Mensch sei; auch ihr Pastor thue es nicht, er verkündige ihr nur die Vergebung Gottes. Da nannte man sie eine große Sünderin. Sie antwortete, das wisse sie wohl; aber sie getröste sich dessen, daß auch der Zöllner ein Sünder gewesen und dennoch gerechtfertigt worden sei, nicht aber der Pharisäer. Man drohte ihr, der Kaiser werde sie bestrafen lassen, aber sie antwortete freudig, daß dieser ihr das Leben, nicht aber ihren Glauben nehmen könne. Darauf wiesen die Popen ihr die Thür.

Nicht lange nachher, am 26. Juli 1885, wurden in einem kaiserlichen Ukas Alexanders III. die strengen Strafbestimmungen gegen die „Rekonvertiten“ von neuem bekannt gemacht (vergl. Nr. 6 d. Bl., Seite 53), welche durch die Milde seines Vaters einst — leider nur in einem „geheimen“ Erlaß — am 20. Mai 1865 für die baltischen Provinzen suspendirt worden waren. In ihrer Gewissensnot wendete sich da die wackere Anne Kursemneeks nebst ihrer Schwester — ebenso wie zwei Männer aus Palzmar — mit einem Gesuch direkt an den Kaiser, dazu ermutigt von ihrem Pastor Brandt. Wahrhaft ergreifend ist der Inhalt dieser Bittschrift, welche gänzlich ohne Beihilfe vonseiten Brandts nur von den beiden Schwestern selbst verfaßt und dann von einem Lehrer ins Russische übersetzt worden ist; sie lautet:

Hoher, allergnädigster Herr und Kaiser!

In tiefster Demut fallen wir zu Ew. Majestät Füßen und bitten, schaut uns an in unsrer Niedrigkeit und laßt auch über uns einen Strahl Eurer Gnade scheinen! Nach irdischem Wohlergehen strebend und das Heil seiner Seele vergessend, hat unser Vater einst in einem unseligen Augenblick seinen Glauben verleugnet, was er später unter Zerknirschung und Herzeleid selbst tief bereute. Daher halten wir es, für diese Uebereilung unsers Vaters Gott um Vergebung flehend, für unsre heiligste Pflicht, unserm lieben lutherischen Glauben umso treuer zu sein, da wir nur in ihm den Frieden unsers Herzens und unser Seelenheil zu finden vermögen. Aber die hiesigen russischen Priester wollen uns mit Gewalt zum russischen Glauben zwingen, obgleich wir von Kindesbeinen an stets und in jeder Beziehung Glieder der lutherischen Gemeinde gewesen sind. Sie wollen nicht hören auf das Flehen unsrer betrübten Herzen, sie wollen sich von unsern Bitten nicht bewegen lassen, sondern beginnen sogar, uns durch Strafen zu drängen, daß wir uns vom lutherischen Glauben losreißen sollen, und wollen uns so den sichern Grund unsers ewigen Heils rauben.

Daher erbarmt euch, hoher Herr und Kaiser, und vergönnt uns, im Glauben unsrer Väter zu bleiben. Denn wenn es Ew. Majestät nicht gefallen sollte, uns das zu gestatten, dann müßten wir in Wahrheit Unglücklichen und Verstoßenen ohne Kirche leben, ohne Unterweisung aus Gottes Wort, ohne das heilige Abendmahl. Denn in unsern Herzen und vor Gottes Angesicht haben wir geschworen, unsern Glauben nie aufzugeben. Gott hat das gehört — hört, o hört auch Ihr das, gnädiger Herr!

Von Euern machtvollen Lippen ein uns beglückendes Freudenwörtlein erwartend, bleiben wir Ew. Majestät alleruntherthänigste Dienerinnen

Palzmar, 18. Oktober 1885

Anna Kursemneeks, Sanne Rudsit, geb. Kursemneeks.

Dieses Gesuch zweier schlichten Frauen aus dem lutherischen Volke Livlands, mit seinen Klagen und Bitten gleichsam die geistliche Not eines ganzen Volksstammes in ergreifender Weise aussprechend, geriet, anstatt unmittelbar in die Hände des Zaren, leider zunächst in die des allgewaltigen fanatischen Oberprokureurs des heiligen Synods zu St. Petersburg — wie dies kam, ist in Dunkel gehüllt; das Verhalten des Vorsitzenden der kaiserlichen Bittschriftenkommission daselbst, des Generaladjutanten von Richter, in dieser Angelegenheit erscheint mindestens in höchst zweideutigem Lichte —: kurz, anstatt einer gnädigen Erhörung jener so selbstverständlichen Bitte erfolgte auf allerhöchsten Befehl eine durch einen Gendarmerie-Offizier als Vertreter der „politischen Polizei“ geführte Untersuchung in Palzmar gegen die Bittsteller sowohl, als gegen P. Brandt und dessen Kirchschullehrer Abel, vom 3. bis 8. Dezember 1885. Das Schicksal der letzteren ist bekannt: P. Brandt als angeblicher Anstifter der Widersetzlichkeit jener Rekonvertiten und als Veranlasser jener Bittgesuche an den Kaiser wurde am 6. (18.) März 1886 auf speziellen Befehl des Kaisers vom Predigtamt entsetzt und nach Smolensk verbannt (vergl. Nr. 6 d. Bl., Seite 53); der Lehrer Abel, als Freund und Verteidiger Brandts, wurde bald nachher als „politischer Verbrecher“ in das Kriminalgefängnis zu Riga gesperrt, wo er viele Wochen lang unter gemeinen Verbrechern gefangen saß, um dann im August 1886 zwar wieder entlassen, aber für unfähig zu jedem Kirchen- und Schulamt erklärt zu werden.

Vor dem kaiserlichen Gendarmerie-Offizier, der an Stelle der zuständigen Landesbehörde die Untersuchung in Palzmar zu führen hatte, bewährte wiederum Anne Kursemneeks einen tapfern Zeugenmut; auf die Frage, wie sie es habe wagen können, dem Kaiser eine Bittschrift zuzusenden, antwortete sie: da sie doch alle Tage den lieben Gott um alles bäte, was sie brauche, so habe sie auch gemeint, seinen Stellvertreter hier auf Erden, den Kaiser, bitten zu dürfen, was nur er gewähren könne. Darnach warf man ihr vor, daß sie sich dem Kaiser gegenüber „allerunterthänigste“ genannt habe, was doch nicht wahr sei, weil sie dessen Befehl übertrete und sich nicht zur orthodoxen Kirche halten wolle; sie gab darauf zur Antwort: „Ich bin bereit, dem Kaiser alles zu geben, was er von mir verlangt, auch mein Leben kann er haben; aber mein Herz und meinen Glauben kann ich ihm nicht geben, den muß ich Gott geben.“ N—t

---

Die Nürnberger Gustav-Adolf-Festtage

1. Aus der Vergangenheit der Feststadt

Welche Stadt Deutschlands kann zu Festen geeigneter sein als Nürnberg?

Wenn einer Deutschland kennen
Und Deutschland lieben soll,
Muß man ihm Nürnberg nennen,
Der edlen Künste voll.

Und welche Stadt bietet solche Stätten kirchlicher Festfeier als Nürnberg mit seiner Lorenz- und seiner Sebalduskirche und so

viel andern Prachtwerken der Gotik? Sind aber diese herrlichen Bauten Denkmäler des edelsten religiösen Sinnes, den das Mittelalter gezeitigt, so verbinden sie sich hier mit einer Fülle reformatorischer Erinnerungen.*) Hatte Ablaß und Wallfahrt hier in üppigster Blüte gestanden, so fielen nun Luthers Thesen wie ein zündender Funke in die Bürgerschaft; 1518 weilte der Wittenberger Augustiner selbst in Nürnberg auf der Reise nach Augsburg; Vertreter Nürnbergs befinden sich auf dem Wormser Reichstage und unterzeichnen neun Jahre später — nachdem 1525 ein Religionsgespräch wider die Mönche für die Evangelischen entschieden — das Augsburger Bekenntnis: in Nürnberg wird 1532 am 23. Juli der erste Religionsfriede geschlossen. Philippus Melanchthon selbst hat hier die gelehrte Schule (1526) geordnet. Nürnberg ist die Stadt Willibald Pirkheimers; hier hatte Staupitz gepredigt; hier war Lazarus Spengler Ratsschreiber und Christoph Scheurl Patrizier; hier hat Hans Sachs geschustert und gedichtet; hier hat Albrecht Dürer gelebt, gemalt, und hier ist er gestorben, anders als Pirkheimer und trotz Pirkheimer der reformatorischen Sache treu bis ans Ende.**)

Aber auch die Gustav-Adolf-Feier mag man angesichts der Vergangenheit der Stadt besonders festlich in Nürnberg begehen. Am 21. (31.) März 1632 — in seinem Todesjahre — zog der „Löwe aus Mitternacht" in die Stadt ein; voran zogen Nürnbergische Trompeter und die Nürnbergische Reiterei; unmittelbar hinter dem Könige ritt der Winterkönig, Pfalzgraf Friedrich, ferner Herzog Ernst von Weimar und andre deutsche Fürsten. Den Schluß des Zuges bildeten schwedische Dragoner mit einer Standarte, darauf ein gespaltenes blutrotes Kreuz, in welchem ein Totenkopf mit zwei kreuzweis gelegten Gebeinen, dabei ein Drachen zu sehen — um die Eitelkeit aller irdischen Dinge anzudeuten. Grenzenlose Begeisterung empfing den Helden aus Nordland; Freudenthränen rollten von den Wangen der Bürger; mit kostbaren Festgeschenken suchten sie den Gast zu ehren. Dieser dankte in längerer Ansprache, mahnte zu Ausdauer und Beharrlichkeit bei der Sache des Evangeliums, warnte vor den Anschlägen des Kaisers, Spaniens und des Papstes, die sich verbunden hätten, alle Evangelischen zu tilgen: ihn habe Gott zum Besten des evangelischen Wesens berufen, und zu dessen und der deutschen Freiheit Erhaltung habe er sein Vaterland verlassen. Nach der Vesper und nachdem er noch der Stadt Befestigung in Augenschein genommen, verließ Gustav Adolf die Stadt. Erst nach der für die schwedischen Waffen so unglückseligen Schlacht von Nördlingen trat Nürnberg dem Vergleiche des sächsischen Kurfürsten mit dem Kaiser bei und damit von der schwedischen Sache zurück.

Schon einmal hat Nürnberg eine glänzende Gustav-Adolf-Versammlung erlebt: die neunzehnte Hauptversammlung des Gesamtvereins, vom 26. bis 28. August 1862. „Erhob schon — wurde von diesen Tagen geschrieben — die Erinnerung an Tobias Kießling, den »Kaufmann mit der köstlichen Perle,« welcher zur vorjosefinischen Zeit unter den Evangelischen Oesterreichs mit Hingebung seiner ganzen Kraft und seiner ganzen Habe gewirkt hatte, an diesem Orte aller Herzen, so hatte auch das lebende Geschlecht in Nürnberg treue Freunde der Vereinssache aufzuweisen: einen Schönniger, der an der Spitze des dortigen sehr thätigen Frauenvereins stand, der zuerst für Neumarkt, zuletzt für Pleinfeld, dazwischen für viele andre bairische Gemeinden gewirkt hat und am Ende seines Lebens vom Kronprinzen des deutschen Reiches für seine Bemühungen um die Friedenskirche zu Froschweiler verdientermaßen ausgezeichnet worden ist — und einen Zeltner, der für Pilsen in Böhmen und viele andre Vereinswerke ein väterlich freigebiger Versorger gewesen ist († 1882). Die Versammlung zeigte deutlich, welche Ausdehnung nach außen, welche Kraft im Innern der Verein gewonnen hatte." Die Posensche Diaspora, die Evangelisation von Südamerika — heuer wiederum auf der Tagesordnung —, die evangelische Bewegung in Italien, welche infolge der politischen Umgestaltung eingetreten war und die Aufmerksamkeit der evangelischen Welt in hohem Maße erregte, beschäftigten die Versammlung, deren wichtigste Arbeiten außerdem die Aufstellung von statutarischen Bestimmungen für die Frauen- und für die Studentenvereine bildeten. Hinsichtlich letzterer wurde ein Gutachten des Zentralvorstandes angenommen: „Die Bildung studentischer Hilfsvereine ist höchst erfreulich und deshalb nach Möglichkeit zu fördern; jedoch würde ihre formelle Anerkennung als Zweigvereine statutenwidrig sein; im übrigen ist die Regelung ihres Verhältnisses zu den betreffenden Orts- oder Hauptvereinen diesen selbst zu überlassen." H

*) In einem schönen Buche hat 1885 Dr. Friedrich Roth „Die Einführung der Reformation in Nürnberg 1517 bis 1528" nach den Quellen dargestellt (Würzburg, A. Stuber).

**) Wie nun der Erlanger Universitätsbibliothekar Dr. Markus Zucker klärlich und siegreich erwiesen („Dürers Stellung zur Reformation," Erlangen, A. Deichert), wovon demnächst mehr.

Zur Nachricht. Aus dem Kampf um die große Liebesgabe von 17189 Mark ist Ramsau in Steiermark als Siegerin hervorgegangen (vgl. Nr. 26). Die unterlegenen Gemeinden Elversberg im Rheinlande (vgl. Nr. 21) und Hayingen-Algringen in Lothringen (vgl. Nr. 25) erhielten zunächst je 6744 Mark Schmerzensgeld, welches sich aber durch weitere Zuwendungen noch erhöhte, für Hayingen um mehr als 5000 Mk.

Ueber Toleranz

Brief des Herausgebers an eine Leserin

Verehrteste Frau,

Also Eins mißfällt Ihnen an uns: daß wir uns so viel mit dem Katholizismus abgeben und so viel dagegen polemisiren. Dies, meinen Sie, sei keine Empfehlung für weite Kreise, die sonst für unser Blatt wohl zu haben wären; „denn wir Gebildeten — schreiben Sie — sind nun einmal tolerant."

Wie manchem unsrer Leser, und noch mehr unsrer Leserinnen, werden Sie das aus der Seele geschrieben haben! Ihr Vorhalt überrascht mich so wenig, daß ich mich vielmehr wundern würde, wenn Sie ihn mir erspart hätten. Und vermutlich beklage ich diese stete Beschäftigung mit Rom im Interesse unsers Blattes wie unsrer Kirche noch weit mehr als Sie! Wir Evangelischen haben so viel mit uns selber zu thun, daß um unsrer innern Aufgaben willen nichts so dringend geboten scheint, als die Römischen ihrem eignen Genius zu überlassen. Und unser Blatt — meinen Sie, es fehle ihm an Stoff? Wir müßten von polemischen Artikeln leben? Im Gegenteil: so oft ich einen Artikel einschalte, der sich mit Rom befaßt, betrübt es mich, andre darum zurückstellen zu müssen. Ganz im Vertrauen, ich sehne mich ernstlich darnach, zuweilen eine Nummer hinauszuschicken, worin von dem fatalen Rom auch nicht mit einem Wörtlein die Rede ist.

Aber nun bedenken Sie unsre Zwangslage. Roms Name ist auf aller Lippen. Keine politische Zeitung, die nicht von Rom zu berichten hätte. In die kurze Zeit seit der Begründung unsers Blattes fällt das Ende des Kulturkampfes: Wie hat Für und Wider, wie hat Hoffnung und Sorge aus diesem Anlaß ungezählte protestantische Gemüter bewegt! Und wir sollten da keinen Mund, keine Meinung haben? Zwei ungleiche, aber der Verwandtschaft doch keineswegs ganz entbehrende kirchenpolitische Größen sind unter jenem Sterne geboren worden: der Hammersteinsche Antrag und der Evangelische Bund. Und wir sollten dazu keine Stellung nehmen? Es hieße das auf die Teilnahme am öffentlichen Leben der Kirche verzichten. Gewiß, es war oft in unsern Spalten der Kirchenpolitik zu viel — aber klagen Sie darum nicht mich, sondern unsre Zeit an, in der Kirchenpolitik ein so mächtiger Faktor ist. Klagen Sie Rom an, dem wir es doch — verdanken.

Aber toleranter möchten Sie uns gern haben? Rund heraus, verehrteste Frau, nach dem Ruhm jener Toleranz, die unsre Gebildeten gemeinhin haben, gelüstet mich wenig. Ja, sie sind „tolerant", aber oft am unrechten Orte und oft aus wenig achtenswerten Beweggründen. Insbesondre der römischen Kirche gegenüber sind die meisten tolerant teils aus Unwissenheit, teils aus Gleichgiltigkeit. Nun ist es doch unsre Pflicht, jener Unwissenheit zu Hilfe zu kommen, und unsre Hoffnung, daß angesichts gewisser Thatsachen auch die Gleichgiltigkeit weichen werde. Als gute Protestanten können wir nicht einfach „tolerant" sein, wo

es sich um Wahrheit, göttliche Wahrheit, und um Verführung von Menschenseelen zum Unglauben und Aberglauben handelt; da ist es uns vielmehr Gewissenssache, zu — protestiren. Und vollends „intolerant“ werden wir, wo uns seelenverderbender Irrtum mit der Anmaßung grundsätzlicher Intoleranz entgegentritt, wie wir das heute an Rom erleben. In diesem Sinne sprach es D. Fricke zu Frankfurt im Namen aller evangelischen Christen aus: „Wir haben keine Unduldsamkeit — außer gegen die Unduldsamkeit.“

Der Papst hätte es so leicht, unsre ganze Freude an der Toleranz zu entbinden, wenn er ein einziges mal öffentlich und feierlich erklären wollte, daß wir Protestanten auch Christen sind. Statt dessen steckt unser Luther noch immer auch darum im Bann, weil er den Satz aufgestellt hat: „Die Ketzer verbrennen ist wider den Willen des heiligen Geistes.“ Diesen Satz hat Leo X. (nebenbei gesagt, der große Renaissancepapst, der Gönner Raffaels und Michelangelos) ausdrücklich verdammt. Und nach römischem Kirchenrecht, verehrteste Frau, sind Sie und ich samt allen Protestanten von Ueberzeugung heute noch des Flammentodes schuldig. Nun ist zwar dafür gesorgt, daß der Papst keinen Scheiterhaufen mehr errichtet. Vielleicht trägt er auch darnach kein Verlangen. Aber verwüstend genug greift sein Anspruch, daß alle Christenseelen ihm unterthan sein müssen, ein in den Frieden unsers Volkes und in den Frieden der einzelnen Häuser und Herzen.

Kennen Sie den Kampf, den seit einigen Jahren Rom auf dem Gebiete der Mischehen eröffnet hat? Daran kann man römische Toleranz studiren. Nur ein Stückchen, das mir gerade in die Hand läuft und das umso unverdächtiger ist, als die Berliner Germania es jüngst berichtet hat, also eine papstfreundliche Quelle ersten Ranges. In Halle a. S., der gut evangelischen Stadt, lebte ein Katholik geringen Standes mit einer evangelischen Frau. Ihr ältestes Kind ist evangelisch getauft und besucht die evangelische Schule. Der Mann kommt aufs Sterbebett; man ruft den römischen Pfarrer Woker, ihm das Sakrament zu reichen. Ehe er das thut, fragt er die Frau, ob ihr jüngstes Kind schon getauft sei? Und da die Frau bekennt, daß ihre beiden jüngsten Kinder noch ungetauft seien, erklärt er in scharfem Tone: „Ich werde dem Manne das Sakrament nicht reichen, bevor Sie mir nicht versprochen, daß die Kinder katholisch getauft werden.“ Die Frau weint laut; der Sterbende kann nichts mehr sagen; der Priester nimmt das Schweigen für ein Versprechen. Nachdem er das Sakrament gespendet, sagt er der Frau: „Ich werde Ihnen nun auch einen Vormund für Ihre Kinder besorgen (natürlich einen katholischen!); lieber aber wäre mirs, wenn Sie auch den Glauben annehmen wollten (natürlich den römischen): dann würde für Sie als Witwe mehr gesorgt werden.“ Nach einigen Tagen tauft er die Kinder; die Witwe wagt nicht zu widersprechen. Da, nach vier Wochen, kommt der Vormund und beansprucht auch das älteste, evangelisch getaufte Kind, das seit zwei Jahren die evangelische Schule besucht, für den katholischen Unterricht. Jetzt legen sich die evangelischen Großeltern ins Mittel. Der katholische Vormund wendet sich an das Amtsgericht. Hier wird er abgewiesen, und damit hat die Sache vorläufig ihr Bewenden.

Was sagen Sie dazu, verehrteste Frau? Giebt es etwas Unchristlicheres, als wie dieser Priester die Angst eines Weibes am Sterbebette ihres Mannes zur Proselytenmacherei ausnutzt, wie er ihr materielle Vorteile für einen Glaubenswechsel in Aussicht stellt, wie er das Gnadenmittel, das ein Sterbender begehrt, als Zwangsmittel gegen dessen Angehörige verwertet? Aber das sind Ausnahmen, werden Sie sagen. Woher wissen Sie das? frage ich dagegen. Ich versichere Ihnen, es ist nur ein Stück römischer Propaganda, wie ich sie Ihnen zu Dutzenden liefern kann,*) ein Stück aus dem Kampfe, welchen die römische Kirche

*) Es fällt mir schwer, einige recht drastische Beispiele römischer Toleranz zu unterdrücken; aber der Raum ist zu kostbar. Die neueste Nr. des Rheinisch-Westfälischen Gustav-Adolf-Blattes bringt gleich wieder eine kleine Sammlung. Dieses Blatt will ich überhaupt allen hiermit dringend empfohlen haben, welche sich darüber belehren wollen, wie man am Rhein, wo man Rom kennt, über Rom denkt. (Durch die Post 75 Pfennig jährlich.)

in den Mischehen, wo die Umstände irgend günstig sind, mit aller Rücksichtslosigkeit durchficht. Wie wollen Sie nun gegen solches Treiben Toleranz beweisen? Und wiederum der Kampf um die Mischehen ist nur ein Stück von dem Kampfe, den die römische Kirche auf der ganzen Linie aufgenommen hat: Schule und Krankenpflege, Tagespresse und schöne Literatur, Wissenschaft und Sozialpolitik sind des Zeugen.

Die Zeiten ändern sich. Wer hätte in den Jahrzehnten allgemeiner Humanitätsschwärmerei sich träumen lassen, daß das Nationalgefühl je wieder so mächtig die Völker durchdringen und die Menschenfamilie auseinanderreißen werde? So ist auch auf Zeiten des Ausgleiches und der Annäherung im religiös-kirchlichen Leben ein Erstarken der konfessionellen Gegensätze gefolgt, zumal zwischen Rom und dem Protestantismus. Daß wir Protestanten die Friedensstörer nicht sind, davon werden sich die Römischen leider so wenig überzeugen lassen, wie wir es den Franzosen je werden einleuchtend machen, daß wir Deutschen die friedliebendste Nation von der Welt sind. Aber wie den Franzosen, so Rom gegenüber bewährt sich das Wort:

Es kann der Beste nicht in Frieden leben,
Wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt.

Von Herzen beklage ich mit Ihnen diese Wendung. Welchem Katholiken kann man begreiflich machen, daß der Streit nicht ihm und seinen heiligen Empfindungen gilt, sondern einem System hierarchischer Gewalten, das ihn und seine heiligen Empfindungen mißbraucht? Auch der aufgeklärte Katholik wird durch das Noblesse oblige, durch eine Art Korpsgeist, in solchen Kampfeszeiten inniger mit seiner Kirche verbunden als zuvor, ähnlich wie die antisemitische Bewegung viele Juden wieder enger mit ihrem Stamme verknüpft und manche schon geschlagene Brücke wieder niedergerissen hat. Verhängnisvolle Wirkung und Gegenwirkung! Aber wo es Notwehr gilt, kommt der Rat zu spät, daß Friedfertigkeit das beste Mittel sei, den Gegner zu gewinnen. Und schon gerät die Erziehung auch in den gebildeten Katholikenkreisen mehr und mehr in solche Hände, die ohne unser Zuthun dafür sorgen, das heranwachsende Geschlecht gegen alles Verständnis des Protestantismus und der gemeinsamen Güter unsrer nationalen (im innersten Kern doch protestantischen!) Kultur gründlich zu verschließen.*)

Einen großen Dienst können Sie, verehrteste Frau, und Ihresgleichen in dieser gegenwärtigen Lage unserm Vaterlande und der Kirche thun. Wo Sie freundlichen Verkehr und geistigen Austausch mit Katholiken haben, halten Sie ihn fest, und wo sich solche Beziehungen neu knüpfen wollen, lassen Sie sich dieselben doppelt angelegen sein. Nicht um Proselyten zu machen, so gewiß Sie selbst mit Entrüstung Bekehrungsversuche zurückweisen werden. Aber das friedliche Miteinanderleben von Katholiken und Evangelischen in kleinen Kreisen hat in Zeiten konfessioneller Spannung seinen besondern Wert für das Ganze. Den wiederkehrenden Frieden dürfen wir doch nicht aufhören zu erhoffen, zu erbitten, vorzubereiten. Und den Personen gegenüber dürfen und sollen wir christliche Toleranz beweisen auch als Wissende und ganz und gar nicht Gleichgiltige, wo wir nur können. Insbesondre der Frauen schöne Aufgabe wird es immer vornehmlich bleiben, Gemeinschaftsbande zu pflegen. Nur daß auch sie für die großen Kämpfe auf dem Schauplatze des öffentlichen Lebens ein Auge und ein Verständnis, ja wenn es notthut, auch Kraft und Entschlossenheit haben müssen. Die Religion ist nicht nur ein Stilleben, nicht nur Friede des Herzens, Ruhe in Gott; sie ist auch eine öffentliche Macht, die ihre Geschichte hat, die zuweilen alles erschütternde Stürme über Länder und Völker herführt und schwere Opfer fordert: nun denn, geben wir in solchen Zeiten nicht falscher Weichheit nach, sondern stehen unsern Mann!**)

*) „Früher konnte ich,“ so klagte jüngst — nach der A. E. L. Kz. — eine vornehme evangelische Dame, „mit meinen katholischen Verwandten doch noch etwas von Christus reden; jetzt sind es die Wasser von Lourdes, wie seinerzeit die Marpinger Madonnenerscheinungen, die sie ausschließlich in Anspruch nehmen.“

**) Eins der bezeichnendsten Zeugnisse für den Umschwung der konfessionellen Lage und ein deutliches Wort zur rechten Zeit ist die Erklärung, welche der Führer der badischen Konservativen, Freiherr E. A.

Wie vieles hätte ich noch auf dem Herzen, verehrteste Frau; aber ich bin schon zu lang geworden. Versuchen Sie's weiter mit uns, und ich wette, Sie wundern sich noch darüber, wie tolerant wir sind. Denn ich behaupte, daß im Grunde allein ein evangelischer Christ, wenn er auch zuweilen intolerant sein muß, wahrhaft tolerant sein kann. Und darin gedenken wir doch mit Gottes Hilfe gute evangelische Christen zu sein und zu bleiben.

In herzlicher Hochachtung

ganz der Ihre R

Aus Italien

(Ein Mirakel) In der kleinen Stadt Campagna, nicht weit von Salerno, hat sich ein angebliches Mirakel zugetragen. Man feierte dort kürzlich das Jahresfest des Schutzpatrons St. Antonino, und schon bewegte sich die Prozession mit der Statue des Heiligen aus der Kirche ins Freie, als ein betrunkener Jüngling daher kam, die Prozession verwirrte und greuliche Flüche gegen den Heiligen ausstieß. Der Pfarrer jener Kirche, namens Gelsomino Onesti, berichtet in einer katholischen Zeitschrift Neapels wörtlich Folgendes:

„Am Abend jenes Tages ging dieser Jüngling, noch immer betrunken, an einer Kapelle des Heiligen vorbei, neigte sich vor der auf dem Altare befindlichen Statue und machte das Kreuz. Plötzlich sah er, daß St. Antonino vom Altar niederstieg, ihm die Linke aufs Haupt legte, und vernahm die Worte: Du hast Flüche gegen mich ausgestoßen, geh! — Der Jüngling ging und war von dem Momente an stumm! Zu Hause angelangt machte er sich durch Zeichen verständlich, zum Schmerz und Schrecken der Seinigen. Diese Thatsache wurde schnell überall bekannt; Polizisten, Aerzte, Priester kamen und ermahnten ihn, die Wahrheit niederzuschreiben und sie mit einem Schwur zu bekräftigen. So that er. Endlich begab er sich mit den Seinigen in jene Kapelle des Heiligen, wo alle mit bitteren Thränen diesen anflehten, dem Unglücklichen die Sprache wiederzugeben. Plötzlich umstrahlte den Heiligen ein Glanz: es war, als wenn er die Augen gen Himmel richtete; dem Jüngling aber wurde die Zunge gelöst: er hatte die Sprache wieder."

Diese Zuschrift des genannten Pfarrers von Campagna schließt wörtlich so: „Dies ist in Wahrheit die Thatsache, welche sich in Gegenwart vieler Menschen zugetragen hat und welche sich nicht bezweifeln läßt. Ich habe der kirchlichen Behörde die erforderliche Mitteilung gemacht, und wird dieselbe weiteres wahrnehmen." Das Datum dieses Briefes ist der 10. August 1887.

Was wir da mitteilen, bedarf keines Kommentars und keiner Charakterisierung. Wir haben nur ein Beispiel angeführt, nicht aus hunderten, sondern aus tausenden. Wollten wir alle Wunder der Heiligen aufführen, welche z. B. auf campanischem Gebiete in den letzten Jahren angeblich geschehen sind, so müßten wir ein Buch schreiben. Unter den zahllosen Heiligtümern und eben so zahllosen Heiligen des Südens herrscht seit einigen Jahren ein Wetteifer in Hinsicht der Mirakel. Wir glauben die Ursache in einem neuen Heiligtum zu finden, welches in dieser Hinsicht Dinge leistet, die noch nicht dagewesen sind. Dies Heiligtum befindet sich seit kurzer Zeit stolz und prächtig dicht beim Amphitheater zu Pompeji.*) Hunderte und Tausende wallfahren dahin, um vor dem dortigen Gnadenbilde der Madonna zu flehen. Um das Heiligtum herum bildet sich schon jetzt eine Stadt, namens Neu-Pompeji, und der Urheber dieser Schöpfung, der Advokat Longo, hat in seiner Monatsschrift, welche in Neu-Pompeji erscheint, bereits gegen 4000 „Wunder" der Madonna di Pompei publizirt. Weil nun dieses neue Heiligtum enormen Zuspruch hat, sind dadurch andre Heiligtümer und Heilige in den Schatten gestellt. Daher das Bemühen, den letzteren zu erneutem Ansehen zu verhelfen. T

(Hochzeit in der Familie Pecci) Eine Hochzeit steht in Rom bevor, welche uns deshalb interessirt, weil die Braut von ihrem Onkel eine Mitgift erhält: dieser Onkel nämlich ist kein andrer, als Papst Leo XIII. Die glückliche Braut, also die Brudertochter des Papstes, heißt Marietta Pecci und heiratet einen Grafen Marossi, welcher zur sogenannten Nobelgarde des Papstes gehört. Fräulein Marionetta Pecci erhält von ihrem genannten Onkel eine Hochzeitsgabe von 200000 (schreibe zweihunderttausend) Lire, und ihrem Gemahl wird nach der Hochzeit eine Anstellung in der „Apostolischen Kanzlei" zu teil. Schon früher hat Leo XIII. einer andern Nichte, der Schwester genannter Mar. Pecci, dieselbe Aussteuer gegeben, nämlich 200000 Lire, zusammen 400000 Lire. Ehe Leo den Thron bestieg, lebte die Familie Pecci in bescheidnen Verhältnissen; jetzt sind die Glieder derselben in glänzender Lage; der Bruder des Papstes ist Kardinal, die Neffen haben Geld und Titel, die Nichten eine glänzende Mitgift. T

Verschiedenes

(Diaspora-Konferenz) Die öffentliche Versammlung der Diaspora-Konferenz findet am 5. Oktober 7½ Uhr abends in Dessau in dem Saale des Bahnhofshotels, Kaiserplatz Nr. 2, statt. Dieselbe wird mit einer Ansprache des Vorsitzenden, Generalsuperintendenten Dr. Trautvetter von Rudolstadt (früher in Cairo) eröffnet. Pastor Rhode von Corbetha (früher in Bukarest) wird über die deutsche evangelische Kirche in Rumänien, Pastor Hildebrandt von Magdeburg (Florenz) und Superintendent Dr. Zschimmer von Beichlingen (Smyrna) über die deutsche evangelische Kirche in Italien einen Vortrag halten.

In der Spezial-Konferenz, Donnerstag den 6. Oktober, wird Generalsuperintendent Teichmüller von Dessau eine biblische Ansprache halten; Pastor Hugo Hahn jun. aus Paarl (Kapland) über den Stand der deutschen lutherischen Gemeinden im westlichen Teile der Kap-Kolonien; Professor Dr. Guthe aus Leipzig über die gegenwärtige Versorgung der evangelischen Diaspora; Pastor Dr. Borchard aus Ummendorf (6 Jahre in Nord-, 8 in Südamerika) über das Wachstum der römisch-katholischen Kirche in Nordamerika; Superintendent Reineck aus Heldrungen (Smyrna) über die Kassenverhältnisse berichten.

(Von zwei römisch-katholischen Versammlungen) Vom 27. August bis 1. September fand zu Trier die 34. Generalversammlung der Katholikenvereine Deutschlands statt. In der Schlußversammlung forderte Bischof Koppes von Luxemburg unter tosendem Beifall der freudig erregten Versammlung den Bischof Korum von Trier mit bittenden Worten auf, dem katholischen Volke recht bald das höchste Kleinod der Kirche, den heiligen Rock, zu zeigen. Das katholische Volk habe ein Recht, zu verlangen, das Symbol der Einheit zu sehen, um ihm seine kindliche Verehrung zu zollen, und er glaube, daß sich auch „die Perle von Meppen" von Herzen freuen würde, wenn es ihr im hohen Alter noch vergönnt sein sollte, dieses herrliche Gnadengeschenk der Kirche zu sehen und zu verehren. — Bischof Korum erwiederte seinem lieben ungestümen Luxemburger Freunde: „Ich kann ja nur gerührt sein, als Bischof von Trier, der das Glück hat, dieses große Kleinod zu besitzen, zu sehen, daß die Katholiken Deutschlands den Augenblick ersehnen, wo ihnen die kostbare Reliquie gezeigt wird. Aber die Zukunft ist nicht in der Hand eines Menschen. Gott selbst bestimmt den Augenblick. Es waren immer Weltereignisse, die die Ausstellung des Rockes erforderten. Ob dieses Weltereignis schon da ist, ich weiß es nicht. Ich kann nur versprechen, wenn der liebe Gott den Augenblick herbeiführt, dann soll der Rock ausgestellt werden, und dann soll das ganze katholiche Deutschland hierher eilen und den anbeten, der das Kleid getragen und mit seinem Blute benetzt und es uns überlassen hat als Symbol unsrer Freiheit und unsrer untrennbaren Liebe." — So mußten die Gläubigen auseinandergehen, ohne das kostbare Heiligtum geschaut zu haben.

Wenige Tage darauf tagte der Internationale katholische sozialpolitische Kongreß zu Lüttich. Wider Willen hat man dort der deutschen Sozialreform Lobsprüche zollen müssen. Die Grundzüge des Unfallversicherungsgesetzes wurden ganz nach deutschem Muster angenommen. Ein Hauptredner der Belgier, de Pouthière, äußerte nach Kritisirung des arbeiterfreundlichen Satzes der kaiserlichen Botschaft: Cette parole est tombée d'une bouche auguste, a été dite par l'homme le plus grand de notre siècle, je m'incline devant cette grande figure avec admiration et vénération. C'est l'Empereur d'Allemagne que j'admire. — Das hinderte nicht, daß man gelegentlich in Erinnerung an das bekannte Wort Kardinal Mannings für die „christliche Demokratie" schwärmte und daß von Sozialpolitikern im Mönchskleide die Regel der Kapuziner und Franziskaner nebst Almosen als alleiniges Heilmittel für die soziale Not angepriesen wurde.

von Göler, soeben aus Anlaß des neuesten Wahlaufrufs der „katholischen Volkspartei" in Baden veröffentlicht hat. Darin heißt es u. a.:

„»Vormarsch auf allen Linien« lautet das Feldgeschrei im römisch-katholischen Heerlager und hallt aus dem Wahlaufruf der katholischen Volkspartei wider. Als letztes Ziel für diese kühne Vorwärtsbewegung schwebt ihren thatkräftigen und ausdauernden Führern kein andres vor, als die vollständige Wiedereroberung Deutschlands bis hinan auf den kaiserlichen Thron. In diesem neuen Kulturkampfe können nach meinem Dafürhalten konservative und evangelische Männer nur dort stehen, wo es gilt, den deutschen Staat, wie er aus den Kämpfen der Reformation hervorgegangen ist, zu verteidigen gegen die überspannten Anforderungen der römischen Kirche, so gern sie im übrigen im konfessionellen Frieden mit den katholischen Mitbürgern leben möchten."

*) Wir haben darüber bereits eingehenden Bericht von andrer Seite gebracht: vgl. Nr. 36 und 37 „Tagebuchblätter aus Italien." Nebenbeibemerkt, muß es dort S. 358, Z. 26 v. u. heißen: „Das Magnifikat begrüßte . . ." D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Wir bitten zum Quartalwechsel um freundliche Erneuerung des Abonnements. Probenummern stehen in beliebiger Anzahl jederzeit zu Diensten.

Die Verlagshandlung — Der Herausgeber

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig